



Leseprobe aus: Neumayer, Als die Welt zum Stillstand kam, ISBN 978-3-407-81120-2

© 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81120-2>

Unsere Urgroßeltern wissen noch genau, was sie am 22. November 1963 taten, als sie die Nachricht vom Tod John F. Kennedys hörten. Unseren Großeltern sind die Bilder der brennenden Türme des World Trade Center vom 11. September 2001 unauslöschlich ins Gedächtnis gebrannt. Unsere Eltern wissen alle, wo sie am 2. Februar 2019 die Nachricht erteilte, dass nach einem Attentat der »Globalen Front« auf das Atomkraftwerk in Lianyungang über sechs Millionen Menschen gestorben waren.

Und wir können nicht vergessen, was geschah, als am 14. Juli 2036 das Tornetz ausfiel und unsere Welt auseinanderbrach wie ein gigantischer Eisberg. Aber anders als bei allen Katastrophen zuvor wusste diesmal niemand, wie groß der Schaden wirklich war. Denn es gab keine außenstehenden Betrachter. Jeder einzelne Mensch auf der Welt war betroffen.

Die meisten von uns waren auf ihrem kleinen Stück Treibeis gestrandet und trieben ziellos umher. Und nur die wenigsten ahnten, dass die verheerenden Stürme erst noch kommen sollten.

Kapitel 2

Aus Jennas Tagebuch:

26. März 2021

236 Versuche, alle erfolgreich! Das Transtorq funktioniert absolut zuverlässig. Der entscheidende Faktor für den Durchbruch war (abgesehen von der auch nicht eben trivialen Umsetzung der Quantenverschränkung nach dem Vorbild biologischer Systeme) die Fertigstellung des DNA-Analysers, den Felix über die letzten zwölf Jahre entwickelt hat. Und natürlich, dass wir das Energieproblem in den Griff bekommen haben. Der Durchbruch kam mit der Idee, dass wir beim ersten Beamen das Muster eines Gegenstands oder Lebewesens speichern und jeden weiteren Transportvorgang sozusagen als Update fahren könnten. Das Beamen braucht aber trotzdem noch eine Menge Energie. Wenn wir ein weltweites Netz aufbauen wollen, sollten wir darum als Erstes ein Tor auf den Merkur bringen, um genügend Sonnenenergie zur Verfügung zu haben. Es gibt so viel zu tun! Pläne für die Zukunft schmieden und natürlich erst mal feiern!

Aber feiern werden wir wohl vorerst nicht. Felix ist seit dem ersten geglückten Beamversuch in einer seiner depressiven Phasen versunken. Er beteiligt sich nicht mehr an den Versuchen, ja, er will nicht einmal über das Transtorq spre-

chen. Stattdessen schaut er den ganzen Tag Nachrichten und weigert sich, dieser schrecklichen Welt etwas zu schenken, das – seine Worte – »unter Garantie ebenso missbraucht wird wie jede andere Erfindung zuvor«.

Mir bleibt nichts, als allein weiterzumachen und es Celie zu überlassen, ihren Vater aufzumuntern. Ich habe ein schlechtes Gewissen deswegen, schließlich ist sie erst zwei. Aber sie ist die Einzige, die zu ihm durchdringen kann.

Ich habe es Felix nicht gesagt, aber ich habe heute erstmals Lebewesen gebeamt. Zunächst drei Mäuse, dann habe ich Heisenberg durchs Transtorq geschickt. Nur bei der ersten Maus gab es ein Problem, weil sich der Laserpuls verändert hatte. Aber dabei konnte ich feststellen, dass die Notsicherung einwandfrei funktioniert: Bevor der Beamingvorgang eingeleitet wurde, schaltete sich das Transtorq automatisch ab. Die Maus ist nicht zu Schaden gekommen. Und Heisenberg hat die ganze Zeit geschnurrt. Allzu unangenehm kann das Beamen demnach nicht sein.

Ich habe jetzt jedenfalls herausgefunden, wie man den Laserpuls konstant hält. Noch ein paar Tests, dann werde ich endlich einen Menschen beamen.

Irland, Mobilen-Kommune bei Dublin

Mit einem Schrei fuhr Celie hoch und stieß die Bettdecke von sich.

Nein, sie lag nicht in einem Sarg, sondern in einem Bett. Es war nicht ihr Bett, aber es stand an dem Ort, für den sie sich aus freien Stücken entschieden hatte.

Und an welchem Ort bist du jetzt, Mom?

Die Haare klebten Celie am Kopf, ihre Bettdecke war schweißnass.

Tief durch die Nase einatmen, den Atem in die Brust lenken, in der ihr Herz hämmerte wie ein Maschinengewehr, langsam durch den Mund wieder ausatmen. Noch mal. Und noch mal. So wie sie es im Klarinettenunterricht gelernt hatte.

Schon besser. Celie stand auf und drückte auf dem kurzen Weg in ihr winziges Bad aufs Display. Das bewegte nächtliche Meer, das die Wände ihrer Einzimmerwohnung bedeckte, verwandelte sich in eine sonnenbeschienene Frühlingswiese.

Anfangs hatte sie die Atemübungen gehasst, aber ihr Klarinettenlehrer hatte sich geweigert, sie zu unterrichten, wenn sie ihr Temperament nicht in den Griff bekam. Seitdem hatten die Übungen sie vor einigem Ärger bewahrt. Wenngleich sie ihr oft genug erst einfielen, wenn es schon zu spät war.

In der Regel war dann Alex da und half ihr aus der Pat-sche.

Alex. Den sie gestern so lange angebrüllt hatte, bis er weggegangen war.

Tief durch die Nase einatmen, langsam durch den Mund ausatmen. Noch mal. Noch mal. Noch mal.

Es war Zeit, sich in Dawn zu verwandeln.

Dawn, die in fast allem das genaue Gegenteil von Celie war: Sie bewegte sich bedächtig, erledigte ihre Aufgaben, ohne zu murren, und fiel weder angenehm noch unangenehm auf. Sie kannte keinen Kummer und keine Schuldgefühle. Und sie legte sich nicht ständig mit jemandem an ...

Hättest du mich lieber gehabt, Mom, wenn ich mehr wie Dawn gewesen wäre?

Dawn war in den letzten Wochen wie eine zweite Haut für Celie geworden und die Verwandlung fiel ihr inzwischen leicht – erschreckend leicht.

Aus dem Spiegel starrten Celie rot geweinte Augen an. So konnte sie nicht vor die Tür gehen. Sie putzte sich die Nase. Make-up wäre vielleicht auch eine gute Idee. In einer Schublade fand sie ein Döschen und schmierte sich das Zeug unter die Augen. Anschließend zerrte sie mit dem Kamm so lange an ihren Haaren, bis die widerspenstigen Locken aufgaben und sich zusammenstecken ließen.

Na also. Mit diesem Dutt sah sie genauso aus wie die meisten anderen Mädchen auch. Jetzt noch die freundliche, aber unverbindliche Miene aufsetzen, die so typisch für Dawn war, dann konnte es losgehen.

Im Speisesaal war es angenehm kühl. Die Scheiben hatten sich von außen verdunkelt, um den Saal gegen die Mittagshitze abzuschirmen. Dank der Leucht-OLEDs an den Wänden merkte man davon jedoch nichts. Heute zeigten sie einen sonnigen Tropenstrand. Palmen wiegten sich sanft im Wind, Papageien turtelten in ihrem Schatten. Man konnte sogar hören, wie die Wellen leise ans Ufer schlugen.

Alles war so furchtbar kitschig, dass Celie nur eine einfiel, die es programmiert haben konnte.

Brigid. Ausgerechnet. Wenn sie irgendjemandem heute nicht begegnen wollte, dann war es diese hagere, blonde Frau mit dem stechenden Blick.

Celie hatte keine Ahnung, was Brigid gegen sie hatte. In ihrem alten Leben hätte sie sie längst zur Rede gestellt,

aber hier wäre das zu riskant gewesen. Sie durfte sich keine Feinde machen, ebenso wenig wie sie sich Freunde suchen durfte. Feinde wollten genau wie Freunde viel zu viel über einen wissen.

Doch jetzt knurrte Celies Magen. Sie würde ganz sicher nicht hier verschwinden, ohne etwas gegessen zu haben, nur um Brigid aus dem Weg zu gehen.

Brigid kam mit einem Servbot aus der Küche. Als sie Celie sah, schnaubte sie und machte sich über die Theke her, als wollte sie einen neuen Rekord im Aufräumen aufstellen.

»Morgen«, sagte Celie laut. Sie griff nach einer Scheibe Brot, aber Brigid hechtete zum Brotkorb, schnappte ihn Celie unter der Nase weg und knallte ihn auf den Servbot. Celie musste lachen.

Brigid fuhr herum. »Es ist gleich Mittag«, sagte sie scharf. »Frühstück gibt's jetzt nicht mehr.«

Celie verkniff sich den Kommentar, der ihr auf der Zunge lag, und beeilte sich, die letzten Reste *Colcannon* zu ergattern, bevor Brigid den Kartoffelbrei auch noch abräumen konnte. Sie schaffte es sogar, sich eine Tasse Kaffee einzugießen, doch bei der Milch war Brigid wieder schneller. Lächelnd schwenkte sie das Milchkännchen.

»Du trinkst ihn doch schwarz, oder?«

Brigid legte es darauf an, Celie aus der Fassung zu bringen. Aber das würde ihr nicht gelingen. Trotzdem konnte Celie nicht verhindern, dass ihre Hand zitterte, als sie Zucker in ihre Tasse schüttete.

»Sieh mal an«, sagte Brigid höhnisch, »hast wohl gestern zu viel gefeiert, was?«

Bevor Celie nachdenken konnte, hatte sie Brigid am Arm gepackt und zu sich herübergezogen. Brigid heulte auf.

»Genau!«, sagte Celie. »Ich hab gefeiert! Den ganzen Tag hab ich getanzt, auf dem Grab meiner ...«

Sie brach ab und berührte unwillkürlich ihre Wange. Wie jedes Mal, wenn der Zorn sie wieder mal überwältigt hatte. Seit Alex zum ersten Mal mit erstauntem Entzücken zu ihr gesagt hatte: »Deine Sommersprossen leuchten.« Das war damals auf dem Spielplatz gewesen vor fast zwölf Jahren, als sie die Jungs angeschrien hatte, die Alex' Förmchen klauen wollten. Sie war so verblüfft über Alex' Bemerkung und auch verlegen gewesen, dass ihr Zorn auf der Stelle verrauchte war. Die Diebe waren entkommen, aber das hatte ihr nichts ausgemacht. Und Alex auch nicht.

Celie sah auf und begegnete Brigids fassungslosem Blick. Schnell ließ sie die Hand sinken.

»Du bist ja völlig durchgeknallt!«

Celie atmete tief durch. Sie war kurz davor gewesen, sich ihrer ärgsten Feindin gegenüber zu verraten!

»Brigid, hör sofort auf!«

Die Stimme war nicht laut, aber Brigid fuhr zusammen.

»Jason! Herrje, du kannst einen vielleicht erschrecken!«

Celie hörte ein Rascheln, dann stand er auch schon neben ihr. Unwillkürlich richteten sich die Härchen an ihren Armen auf. Sie machte einen Schritt zur Seite und drehte sich so, dass er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Wie viel hatte Jason gehört?

»Was ist hier los?«, fragte er.

Celie beobachtete Jason aus dem Augenwinkel. Seit sie dem Bürgermeister zum ersten Mal begegnet war, fragte sie sich, wie ein auf den ersten Blick so unscheinbarer Mann – mittelgroß, mittelblond, langweilige schwarze Hornbrille – eine solche Autorität ausstrahlen konnte. Wenn er einen

Raum betrat, wandte sich ihm jeder sofort zu. Wenn er einen Vorschlag machte, war das schon so gut wie beschlossene Sache. Und wenn er einen stirnrunzelnd ansah, fragte man sich sofort, was man falsch gemacht hatte. Und er war erst vierundzwanzig!

Auch Brigid sah jetzt verunsichert aus. Aber sie fing sich wieder und deutete anklagend auf Celie. »Wenn die da meint, sie bekommt eine Extrawurst, nur weil sie ewig lang schlafen muss, dann hat sie sich geschnitten!«

Jason beugte sich nach vorne. Er war kaum größer als Brigid. Trotzdem wich sie vor ihm zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich mein ja nur, wenn jeder um diese Zeit noch frühstücken will, werden wir mit der Arbeit doch nie fertig!«

»Nun«, sagte Jason ruhig, »wenn ich das richtig sehe, ist nicht jeder hier, sondern nur Dawn. Und bei ihr machen wir heute mal eine Ausnahme«, er zwinkerte Celie zu, »weil sie gestern lange für die Gemeinschaft unterwegs war und ihren Schlaf verdient hat. Nicht wahr, Dawn?«

Celie konnte ihn nur anstarren. Was sollte das? Wieso log Jason für sie? Er wusste genauso wenig wie alle anderen Mobilen, wo sie gestern gewesen war!

Er konnte es nicht wissen. Sie war ganz früh aufgebrochen und niemand war ihr gefolgt, da war sie sicher.

Brigid verzog den Mund. »Das ist natürlich was anderes.« Mürrisch stellte sie den Brotkorb vor Celie auf die Theke.

»Danke, Brigid«, sagte Jason. »Dann noch einen schönen Tag euch beiden.«

Celie nahm sich eine Scheibe Brot, legte ein Stück Ziegenkäse drauf und biss ab. Es schmeckte wie feuchte Pappe.

Sie hatte es vermässelt. Warum nur konnte sie ihre ver-

dammt Klappe nicht halten? Jetzt wussten gleich zwei Leute, dass sie gestern auf einer Beerdigung gewesen war. Und es war nicht schwer, herauszufinden, um wessen Beerdigung es gegangen war. Dank des Störsenders gab es zwar keine Bilder der Beerdigung im Holo-Vid zu sehen, aber auch so konnte man eins und eins zusammenzählen: Celie war am Tag nach dem Tod von Jenna Kranen bei den Mobilien aufgetaucht. Sie war am Tag von Jenna Kranens Beerdigung auf einer Beerdigung gewesen. Und sie hatte dieselben roten Haare wie ihre Mom.

Die Frage war nicht, *ob* sie es herausfanden, sondern nur noch, wer von den beiden zuerst die richtigen Schlüsse zog. Brigid, die Celie hasste? Oder Jason, der die Ideale der Mobilien verkörperte wie kein anderer und für den Jenna Kranen deshalb so was wie der Teufel persönlich war?

Plötzlich wurde es Celie zu eng im Speisesaal. Sie musste raus. Weg von hier. Und sie wusste auch schon, wohin.

Co-House »Kind of Magic« bei Moers

»Alex? Schläfst du noch? Es ist gleich halb neun!«

Alex fuhr hoch, kramte das MoPad unter den Klamotten auf dem Boden hervor und ließ das Display aufrollen.

Es war schwarz. Verdammst!

Ausgerechnet heute würde er zu spät ins Krankenhaus kommen. Wegen Celie natürlich. Die Sache mit ihr verfolgte ihn auf Schritt und Tritt und er konnte einfach nichts dagegen tun. Nach der Beerdigung war er fest entschlossen gewesen, sich eine Weile nicht zu melden. Und dann hatte

er es doch getan. Hatte ihr mindestens zwanzig Skypes geschickt. Aber sie hatte nicht geantwortet. Trotzdem war er so blöd gewesen, alle paar Sekunden auf das MoPad zu starren, ob sie nicht doch vielleicht ... Irgendwann letzte Nacht hatte er dann die Nase voll gehabt und das Ding einfach abgeschaltet. Und damit den Wecker gleich mit.

Und jetzt starrte er schon wieder auf das Display! Jede Menge Meldungen, aber von Celie war nichts dabei. Sie hatte ihr MoPad doch nicht etwa weggeschmissen? Man hörte ja so einiges von diesen Mobilien-Kommunen. Vielleicht waren MoPads da verboten? Andererseits, ganz gleich, wie Celie zurzeit drauf war: Ihr MoPad würde sie niemals abgeben. Das konnte er sich einfach nicht vorstellen. Eher verzichtete sie auf ihren Klarinettenunterricht. Obwohl: Man ging ja gerade zu den Mobilien, um den Toren für immer abzuschwören. Und nach allem, was die Tore ihr genommen hatten, meinte Celie das mit den Mobilien vielleicht wirklich ernst ...

»Alex?«

Es klopfte und seine Mutter kam herein. Sie trug ihre Uniform der *Moon Mining Company*.

»Tut mir leid, aber ich muss los. Wir frühstücken morgen wieder zusammen, okay?«

»Klar.« Alex zerrte zwei neue T-Shirts aus dem Schrank und hielt sie ihr entgegen.

»Das grüne.« Sie lächelte. »Die alten Frauen werden dich unwiderstehlich finden.«

Alex lachte. »Die jungen hoffentlich auch. Vor allem Schwester Susmita. Sie macht Hackfleisch aus mir, wenn ich heute zu spät komme. Wo die Ärzte doch alle zu diesem Kongress in Winnipeg beamen.«

»Und da müsst ihr Praktikanten natürlich die schwierigen Operationen übernehmen.« Sie grinste und warf ihm eine Kusshand zu.

Berlin, Geriatriische Klinik am Sonnenplatz

»Du bist drei Minuten zu spät.«

Schwester Susmitas Uhren gingen offenbar anders als seine. Sie sah Alex an, als wäre er eine Kakerlake in ihrem Salat. Sie war höchstens ein Meter fünfzig groß, schön wie eine arabische Märchenprinzessin und hart wie Stahl. Und sie war einer der wenigen Menschen, die gegen Alex' Charme immun waren. Er hatte es versucht – und sie hatte ihn um ein Haar rausgeschmissen.

»Tut mir leid, Schwester Susmita.« Alex verzichtete auf die Geschichte mit dem Wecker. Schwester Susmita hatte kein Verständnis für so was.

»Das will ich hoffen. Und weil du mir nicht mit irgend-einer dummen Ausrede gekommen bist, gebe ich dir noch eine Chance.«

Schwester Susmita lächelte. Alex ahnte Schlimmes.

»Ich erteile dir hiermit für heute die Oberaufsicht über die Bettpfannen der Station. Du wirst sie leeren. Alle.«

Alex stöhnte.

Schwester Susmita zog eine Augenbraue hoch. »Wie bitte?«

»Ich meine, natürlich, ich fang sofort an.«

Alex hatte erst zwei stinkende Bettpfannen geleert und es reichte ihm schon. Normalerweise war das eine Aufgabe für die Servbots, die überall in der Klinik herumrollten und die Drecksarbeit erledigten. Aber Schwester Susmita wollte Alex das Leben in »ihrem« Krankenhaus zur Hölle machen, das war klar wie Algenbrühe. Und allmählich hatte sie Erfolg damit. Alex war sich inzwischen längst nicht mehr sicher, ob sein spontaner Entschluss fürs Medizinstudium richtig gewesen war.

»Na, möchtest du dir das mit dem Arztwerden vielleicht doch noch mal überlegen?«

Das war die hübsche Schwester Hilke mit den niedlichen Grübchen, die da offenbar seine Gedanken gelesen hatte. Alex stellte die Bettpfanne zurück auf den Wagen und richtete sich auf.

»Würde ich ja.« Aus dem Augwinkel sah er, wie zwei andere Schwestern auf dem Flur stehen blieben und ihn anstarrten. Er blinzelte ihnen zu. Schnell drehten sie sich zur Seite und tuschelten. Alex lächelte Schwester Hilke verschwörerisch an. »Aber wer übernimmt dann die Verantwortung für all die Bettpfannen?«

Schwester Hilke seufzte in gespielter Verzweiflung. »Tja, die anderen Schwestern fallen wohl aus, weil sie den Blick nicht von deinem hübschen Gesicht wenden können. Und da du keine Servbots einsetzen darfst, muss ich dir vermutlich helfen, oder?«

Alex legte theatralisch eine Hand aufs Herz. »Hilke, wenn du das tust, hol ich dir heute noch die Sterne vom Himmel. Oder einen *Kaffee Cocos* aus der Cafeteria. Was dir lieber ist.«

Schwester Hilke errötete. »Fürs Erste reicht mir der Kaffee.«

»Bin gleich wieder da!« Alex lief los und ließ Schwester Hilke mit den Bettpfannen allein.

Als Alex zurückkam, war Schwester Hilke schon drei Zimmer weiter. Gemeinsam schafften sie die restlichen Zimmer in Rekordzeit, obwohl sie die ganze Zeit herumalberten.

Im letzten Zimmer gönnten sie sich eine Pause. Hier lag der alte Wagner. Er sah aus wie fünfzig, war aber vor kurzem hundert geworden und hatte sich von seiner Familie eine Nano-Säuberung der Arterien schenken lassen.

Als Schwester Hilke sich den Schweiß von der Stirn wischte und einen Schluck von ihrem inzwischen kalten Kaffee nahm, sagte Herr Wagner: »Da siehste ma, Mädchen, wie anstrengend dass Leben früher ohne die janzen Roboter jewesen is!«

Er beugte sich verschwörerisch vor und raunte den beiden zu: »Nur juut, dass diese Roboter nich allet können, wa?«

Alex raunte zurück: »Ich weiß ja nicht, woran Sie da gerade denken, aber diese Dinger können viel mehr, als man so glaubt.«

»Na, du bis mir ja en Schlimmer!« Herr Wagner drohte spielerisch mit dem Finger, Alex lachte und Schwester Hilke ließ sich stöhnend mit ihrem Kaffee auf die Fensterbank sinken. »Männer ...«

»Du kannz nich mit ihnen und du kannz nich ohne sie«, sagte Herr Wagner und sah bedeutungsvoll zwischen Alex und Schwester Hilke hin und her.

Alex wollte schon etwas Flapsiges erwidern, als er sah, dass Schwester Hilke ihren Kaffeebecher so fest umklammerte, dass er schon ganz zerdrückt war. Ihr Gesicht war knallrot.

Alex überlegte noch, wie er reagieren sollte, als Schwester Hilke den Kopf schüttelte und aus dem Zimmer lief.

Vermutlich hätte Alex jetzt ein schlechtes Gewissen haben sollen. Aber ehrlich gesagt, war er einfach nur erleichtert.

»Sach ma, Jung«, riss Herr Wagner ihn aus seinen Gedanken. »Ich weiß ja, dass diese Sensoren überall auf mir drauf viel besser wissen, watt mit mir los is, als 'n Mensch. Aber Frajen beantworten tun die ja nun nich. Und ich hab heute den janzen Tach noch kein' Dokter jesehn.«

»Die sind heute alle bei einem unglaublich wichtigen Vortrag in Winnipeg«, sagte Alex. Er schaute zur Wanduhr hoch. Schon fast eins!

»Aber eigentlich sollten sie inzwischen zurück sein. Ich seh gleich mal nach und besorg Ihnen einen Arzt.«

Der alte Wagner lachte. »Ach, lass ma, Jung, dass hat Zeit. Jeh du ruhich auch ers ma watt essen. Wie lang darfst du denn Pause machen?«

»Ne halbe Stunde.«

»Na, dass is ja nicht lang ... Obwohl, heutzutage is man ja ruckzuck in Timbuktu und zurück. Dass verjess ich immer wieder.«

Eine halbe Stunde. Das reichte, um bei Alex' Lieblingsstraßenkoch in Hongkong eine Portion *Gai Lan* zu essen. Er griff automatisch nach seinem MoPad, um Celie anzurufen. Doch dann ließ er es wieder sinken.

»Alex?!«

Schwester Susmitas Gesicht war aus Granit, ihre Augen

schleuderten Blitze. Sie baute sich vor Alex auf wie eine Ra-
chegöttin. »In einer halben Stunde in meinem Zimmer.«

Ihre Stimme klang so kalt, dass es Alex nicht gewundert
hätte, wenn sich alles im Zimmer mit einer Schicht Raureif
überzogen hätte. Mehr sagte sie nicht, aber das war auch
nicht nötig. Alex wusste, dass sie ihn wegen Schwester Hil-
ke auseinandernehmen würde.

»Jung, die hat aba Feuer im Hintern, watt?« Der alte
Wagner kicherte.

Alex stöhnte. »Die macht mich fertig.«

»Dann solltest du vorher noch watt Anständiges essen«,
meinte Herr Wagner. »Ich geb dir auch was von meinem
Auflauf ab. Irgendwas Griechisches.«

Warum eigentlich nicht? Alex setzte sich auf die Fenster-
bank, da hin, wo eben noch Schwester Hilke gegessen hat-
te, und ließ sich seine Henkersmahlzeit in Form von Herrn
Wagners Moussaka schmecken.

Köln, Hochhaus am Barbarossaplatz

Am Morgen des Tages, an dem die Welt unterging, wachte
Bernie mit Herzrasen auf.

Er analysierte die Lage, während er im Bett lag. Schnell
wurde ihm klar, dass er nicht krank, sondern nur aufgeregt
war. Das war zwar untypisch für ihn, aber heute war ja
ein ganz besonderer Tag: Er würde gleich zu seinem ersten
Außeneinsatz als angehender Tortechniker aufbrechen!

7:07. Bernie sprang aus dem Bett. Wegen der Analyse sei-

nes Herzasens hinkte er seinem Zeitplan schon zwei Minuten hinterher.

7:15. Frisch geduscht, joggte Bernie die drei Etagen bis zum Dachgarten hinauf. Er lief nicht gern, aber das war nötig, um den Kreislauf anzukurbeln: Er musste heute fit sein. Die Obstbäume und -sträucher in den solarbeheizten Treibhäusern hingen voller vitaminhaltiger Früchte. Bernie lief das Wasser im Mund zusammen. Aber erst zu »Günters Baked Dreams«!

7:20. Bernie beamte vom Tor auf dem Dach nach Freiburg zu seinem Lieblingsbäcker und gönnte sich zur Feier des Tages drei Vollkorncrossies und ein Schoko-Zimt-Croissant.

7:28. Zurück auf dem Dach, pflückte er zwei Hände voll Aprikosen und irgendwelche roten Beeren und joggte dann die Treppen runter zu seiner Wohnung. Auf dem Weg traf er Ms Henderson aus dem achten Stock, die ihm anklagend einen Wäschekorb voll nasser, durchgehend hellblau gefärbter Wäsche vor die Nase hielt. Bernie versprach, sich die Waschmaschinen im Keller so bald wie möglich anzusehen.

7:33. Der grüne Tee von der Plantage seiner Eltern zog noch, während Bernie die ersten beiden Brötchen verdrückte. Gleichzeitig gab er »Waschmaschine« und nach kurzer Überlegung auch »Temperaturregler Algen« für den nächsten Tag in den Kalender seines MoPads ein. Das sollte nicht allzu lange dauern. Er würde die Mittagspause dafür nutzen. Dagegen konnte seine Ausbilderin kaum etwas haben. Die Hauspflichten zu vernachlässigen war schließlich ebenso inakzeptabel wie die Schule zu schwänzen.

7:42. Ein Spider, der Bernie schon einmal für ein Exper-

ten-Netzwerk gebucht hatte, meldete sich mit einem spannenden Auftrag: Ein Hersteller von intelligenter Kleidung wollte Pollen-Detektoren entwickeln und in seine Stoffe integrieren. Bernie hätte das Geld gut gebrauchen können – seine Ausbildung kostete seine Eltern ein kleines Vermögen, und das Wohnen in der Stadt war auch teurer geworden, seit es wieder in war. Aber wenn Bernie aus der mecklenburgischen Wildnis zurückkam, war der Netzwerk-Auftrag vermutlich schon erledigt. Mit Bedauern sagte er dem Spider ab.

7:46. Es klopfte an der Tür.

»Tür auf!«, rief Bernie. Und dann: »Morgen, Mama. Was machst du denn hier?«

Seine Mutter gab ihm einen Kuss auf die Stirn. »Na, ich werde dich doch nicht in die Wildnis gehen lassen, ohne *bai** zu sagen! Außerdem hab ich dir was mitgebracht.«

Sie öffnete eine große Papiertüte und hielt sie Bernie unter die Nase. »Weißer Tee vom Feinsten: kein einziges Blatt, nur Knospen. Ganz frisch geerntet. Damit du was Anständiges zu trinken hast im Wald.«

Bernie lachte. »Ich beam doch nicht zum Mond!«

Seine Mutter zuckte die Achseln. »Soweit ich weiß, ist auf dem Mond einiges mehr los als da, wo du hingehst. Ich meine, das ist doch gerade der Sinn der Sache, dass ihr ein Tor in einem Gebiet installiert, wo weit und breit noch keines ist, oder?«

Bernie nickte und stopfte sich das Croissant in den Mund.

»Genau«, nuschelte er mit vollem Mund. »Dasch isch eine biologische Schuttschschone ...«, er schluckte, »... Schutz-

* bai: tschüss (Hindi)

zone. Das Tor, das wir aufstellen, ist nur für die Biologen. Sonst darf niemand da rein.«

»Packy«, sagte seine Mutter. »Na, dann viel Spaß, Schatz!« Sie ging zur Tür. »Ach ja: Dein Vater lässt dir ausrichten, dass du in einem Stück zurückbeamen sollst.«

»Mach ich.«

7:54. Bernie betrat das Tor vorm Haus und beamte nach Langhagen im Müritz-Nationalpark.

Mecklenburgische Wildnis

Um 7:55 trat Bernie aus dem Tor, das für gut sechzig Kilometer in Richtung Westen das letzte war.

Vor dem Tor wartete niemand. Na gut, er war ja auch fünf Minuten zu früh dran.

Als er sich umschaute, entdeckte er einen Zettel, der auf Augenhöhe in einem der Bäume hing, die das Tor umstanden. Die neonpinkfarbene Schrift auf dem Zettel blinkte. Wie funktionierte das? OLEDs? Neugierig nahm Bernie den Zettel in die Hand.

Hallo, Bernie. Wir treffen uns 4 km von hier auf der anderen Seite des Langhäger Sees. Geh einfach nach Süden und dann immer am Ufer entlang. CU, Camille Durand.

Bernie sollte ganz allein vier Kilometer durch die Wildnis laufen? Wo Bären und Wölfe lauerten? Er konnte sich nicht vorstellen, dass das das übliche Vorgehen bei einem ersten Außeneinsatz war. Kurz überlegte er, ob er Camille Durand anrufen sollte. Aber dann entschied er sich dagegen. Viel-

leicht war das ein Test. Und er würde nicht gleich zu Beginn aufgeben, das kam nicht infrage.

Da das GPS wegen des Sonnensturms nicht funktionierte, holte Bernie sich eine Karte seiner Umgebung auf sein MoPad. Mit einem unguuten Gefühl im Bauch ging er los.

Irland, Kranen-Anwesen

Superintendent Dafina Bright öffnete die Torkabine am Rand des kleinen Waldes, nahm den Teddy heraus, den sie nun schon an die zweihundert Mal gebeamt hatten, und trottete über den gepflegten Rasen des Parks zurück zur Kranen-Villa. Sie benutzte nicht das MoPad und sie hatte es auch nicht eilig, ins Labor zu kommen, obwohl Pierre Weiß ungeduldig wartete. Sie wusste nicht, wie sie ihm beibringen sollte, dass auch dieser Beamversuch völlig normal verlaufen war. Und dass sie die Untersuchung heute offiziell abschließen würde.

Andererseits: Je länger er warten musste, desto wütender wurde er. Dafina legte einen Schritt zu und betrat kurz darauf das Labor, den Teddy halb hinterm Rücken versteckt. Aber Pierre bemerkte ihn natürlich trotzdem.

»Scheiße, shit, tamade*!!«

Mit seinen mächtigen Pranken griff er nach dem erstbesten Stuhl und schleuderte ihn durch das Holo-Analyseboard hindurch gegen einen der deckenhohen weißen Schränke.

»Das ist doch einfach unmöglich, UN-MÖG-LICH!!«

* tamade: Scheiße (Hindi)

Obwohl der Tortechner gut zwei Köpfe größer war als sie und bestimmt dreimal so schwer, blieb Dafina ruhig.

»Wir haben dieses Tor jetzt wochenlang gecheckt. Wir haben jede Schaltung geprüft und jede Schraube so gründlich analysiert, dass wir ein zwanzigbändiges Werk über dieses Tor schreiben könnten.«

Pierre schnaubte. Er packte einen Schraubenzieher und schlug ihn auf seine Handfläche wie einen Trommelstock.

Dafina setzte sich auf den Stuhl, der am weitesten von ihm entfernt war.

»Dieses Tor ist, soweit wir das sagen können, völlig in Ordnung. Und wir haben weiß Gott alles Menschenmögliche getan, um eine Fehlfunktion zu finden oder irgendeinen Hinweis auf Sabotage. All das haben wir ausgeschlossen.«

Pierre fuhr sich über die kurz geschorenen blonden Haare, als wollte er sie sich vom Kopf reiben. »Aber Jenna ist tot, verdammte Scheiße!«

Und sie war ein verdammtes Genie, jaja, dachte Dafina.

»Sie hat keine Fehler gemacht – sie war ein verdammtes Genie!« Pierre wandte sich ab. Seine Schultern zuckten.

»Ja, das war sie«, sagte Dafina.

Pierre war nach dem Tod von Jennas Mann ihr engster Mitarbeiter gewesen. Er hatte sie vergöttert und das konnte Dafina ihm nicht einmal verdenken. Schließlich hatte Jenna Kranen die Tore erfunden. Umso tragischer war es, dass sie durch ein Tor zu Tode gekommen war. Kein Wunder, dass Pierre fast verrückt wurde, weil sie keine technische Ursache dafür finden konnten.

Dafina wog ihre nächsten Worte besonders sorgfältig ab.

»Ich weiß, das macht es umso schwieriger, zu akzeptieren, dass Jenna tatsächlich einen Fehler ... dass sie unvorsichtig

war. Warum sie das Tor ohne Sicherheitskabine eingesetzt hat, werden wir wohl nie wissen. Und auch nicht, was sie abgelenkt hat, als sie beamen wollte.«

Pierre ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen, wandte Dafina aber immer noch den Rücken zu.

»Niemand ist schuld daran, Pierre. Es war ein Unfall. Und wenn wir noch jahrelang weitersuchen, das Ergebnis wird immer dasselbe sein.«

Eine Weile schwiegen sie beide. Dann sagte Pierre: »Okay.«

Dafina war überrascht, aber vor allem erleichtert. Sie stand auf. »Dann schalten wir das Tor jetzt ein für alle Mal ab, und ich schreibe den Abschlussbericht.« In der Tür blieb sie stehen. »Kommst du?«

»Gleich.«

Dafina begriff, dass er Zeit brauchte, um sich zu verabschieden. Leise zog sie die Tür hinter sich zu.

Natürlich war es kein Unfall gewesen! Jenna war nie, nie unaufmerksam bei der Arbeit gewesen. Allein für diesen schwachsinnigen Gedanken hätte Pierre Dafina Bright schon umbringen können.

Aber jetzt war sie weg, und er konnte endlich ungestört arbeiten.

Dafina Bright hatte ja keine Ahnung, wie genial Jenna wirklich gewesen war. Und er würde es ihr auch sicher nicht verraten. Jenna hatte mit diesem Tor etwas völlig Neues versucht und es war ihr gelungen. Pierre konnte es immer noch nicht fassen: Sie hatte ein stabiles Beamfeld ohne Begrenzung durch eine Metallabschirmung hinbekommen, wusste der Teufel, wie. All ihre Versuche zeigten, dass das Feld

absolut stabil war. Jenna war ganz kurz davor gewesen, das Tornetz zu revolutionieren und die Welt erneut von Grund auf zu verändern. Aber dann war etwas passiert. Das Feld hatte sich nicht destabilisiert, das schloss Pierre inzwischen aus. Was war es dann gewesen?

Er musste noch mal von vorne anfangen. Und er wusste auch, wie. Er hatte nämlich längst noch nicht alles versucht. Und da ihn das Auge des Gesetzes in Gestalt von Dafina Bright nun nicht länger beobachtete, brauchte er sich auch nicht mehr an die Sicherheitsvorschriften zu halten, die für Tore ausnahmslos die Analyse in einem isolierten Netz vorschrieben.

Pierre zögerte. Was er vorhatte, galt nicht umsonst als Hochverrat. Das Netz musste mit allen Mitteln gegen Sabotage geschützt werden. Außerdem würde man ihn sofort schnappen, wenn etwas schiefging. Nur eine Handvoll Menschen hatte ja überhaupt die Möglichkeit, das zu tun, was er jetzt vorhatte. Aber es ging um Jenna. Und um Celie. Er kannte sie, seit sie vier war, und der Anblick des verzweifelten Mädchens, das nun beide Eltern verloren hatte, hatte ihm auf der Beerdigung gestern das Herz gebrochen. Er würde alles tun, damit sie wenigstens wusste, was mit ihrer Mutter geschehen war. Vielleicht konnte sie dann irgendwann ihren Frieden finden.

Es war ja auch extrem unwahrscheinlich, dass etwas passierte.

Pierres Finger glitten über das Holo-Display wie die eines Pianisten über die Tasten seines Flügels, als er Jennas Tor an das weltweite Netz anschloss.

Irland, Mobilen-Kommune

Celie flog auf ihrem getunten Grassboard den grünen Hügel hinunter. Hörte nichts als das Sirren der Gräser unter dem Board, die Stimme des Windes und das empörte Kreischen der Möwen am wolkenverhangenen Himmel. Dachte an nichts, fürchtete sich vor nichts.

Aber dann war da dieser Stacheldrahtzaun. Und sie raste darauf zu, mit sechzig Kilometern pro Stunde. Wie aus dem Nichts war er aufgetaucht und stand wie eine Mauer zwischen ihr und der Weide, auf der sie ganz entspannt hatte ausgleiten wollen. Stattdessen würde sie in wenigen Sekunden zerfetzt und aufgespießt im Stacheldraht hängen, wenn sie sich nicht schnell etwas einfallen ließ.

Celie warf den Oberkörper nach vorn, ging in die Knie, drehte ihr Grassboard auf die Frontside-Kante und hielt direkt auf die Möwe zu. Die protestierte laut und flatterte dann im letzten Moment auf, als Celie ihr Gewicht blitzschnell nach hinten verlagerte, das Board nach oben zog und über den Maulwurfshügel slidete. Steil nach oben, hoch genug, um den Zaun zu überwinden. Aber auch weit genug?

»Dawn!«

Eine schrille Mädchenstimme, im selben Augenblick, als Celie mit einem Schlag aufkam. Nicht auf den Stahlstacheln des Zauns, sondern auf der Wiese dahinter. Ein Ruck riss sie nach hinten und sie fiel. Das Board glitt weiter, über saftiges grünes Gras, aufs Meer zu.

»Dawn, Dawn!«

Die Stimme kam näher. Celie lag schwer atmend im Gras und lächelte. Wow, das war gut gewesen! *Sie* war gut gewesen! Und ja, sie war froh, dass jemand ihren unglaublich

chen Maulwurf-Slide gesehen hatte. Obwohl sie deswegen eigentlich Blut und Wasser schwitzen sollte.

»Dawn, lebst du noch?«

Es war die kleine Eliza, wer sonst. Seit Celies zweitem Tag in der Kommune folgte das Mädchen ihr auf Schritt und Tritt. Nicht zuletzt wegen Eliza hatte Celie sich heimlich weggeschlichen. Nicht heimlich genug, wie es aussah.

Elizas gelbes Sommerkleid hatte einige Grasflecke abbekommen, als sie Celie den Hügel hinab verfolgt hatte. Dank der Nanobeschichtung konnte man sie aber leicht wieder entfernen. Wenn man sechs Jahre alt war, ließ sich nahezu jedes Problem beheben.

»Aber klar lebe ich noch«, sagte Celie und kletterte über den Zaun.

Elizas Gesicht glühte, als sie sich in Celies Arme warf. Celies Brust wurde eng.

Eliza zappelte und machte sich los. »Weinst du, Dawn?«

Celie schüttelte den Kopf. »Das kommt vom Wind«, sagte sie heiser.

»Ach so«, sagte Eliza. »Du brauchst auch nicht zu weinen«, fügte sie hinzu. »Mom hat gesagt, es gibt keinen Grund, in Historieh zu verfallen. Das Internet ist bestimmt bald wieder inline. Und Jason hat gesagt, dass das Internet sowieso ein Meißel der Menschheit ist.«

Celie blieb das Lachen über Elizas Wortakrobatik im Hals stecken. »Das Internet ist ausgefallen?«

Eliza nickte. »Und die Tore sollen auch kaputt sein. Aber du brauchst keine Angst zu haben: Ich bin ja eben noch durch den Nordeingang gelaufen, als ich dich gesucht habe, und das Tor da war völlig in Ordnung.«

Celies erster Gedanke war: Das kann nicht sein. Sie hatte genug Ahnung von Tortechnologie, um zu wissen, dass es völlig unmöglich war, dass sie ausfielen. Eines, ja, das war möglich. Sobald eine Fehlfunktion drohte, schaltete sich ein Tor automatisch ab. Wahrscheinlich ging es genau darum: dass das Tor, das in der Nähe der Kommune stand, ausgefallen war.

Sie betraten die Kommune durch den Nordeingang.

Wenn man es nicht wusste, konnte man die Kommune der Mobilien auf den ersten Blick für eine normale Kleinstadt halten. Erst auf den zweiten Blick fielen einem die ungewöhnlich gut erhaltenen und belebten Straßen auf. Die Solarzellen auf jeder freien Fläche. Und natürlich, dass es nicht ein einziges Tor gab.

»Ach, hier steckst du!«

Wenn Blicke töten könnten, dachte Celie, als Brigid heranschaute. Die hagere Frau hätte ihrer Tochter am liebsten jeden Umgang mit Celie verboten.

»Wir sind uns zufällig über den Weg gelaufen«, sagte Celie, »und ich habe Eliza gefragt, was es mit dem Gerücht auf sich hat, dass die Tore ausgefallen sind. Hast du etwas gehört, Brigid?«

Brigid schnaubte. »Sehr taktvoll, jemanden danach zu fragen, für den die Tore schon vor Jahren für immer ›ausgefallen‹ sind!«

Sie packte Eliza am Arm und zog sie mit sich.

Celie sah ihnen nach. Sie konnte einfach nach Hause gehen und Klarinette üben. Oder den Musikunterricht für morgen vorbereiten. Oder sich für die Wartung der Solaranlagen melden. Irgendwas Nützliches für die Gemeinschaft

tun, ohne jemandem zu nahe zu kommen. Das wäre das Beste. Das Sicherste.

Oder sie ging zum Rathaus und versuchte herauszufinden, was passiert war. In der Welt da draußen, mit der sie abgeschlossen hatte. Es tat schon weh, nur daran zu denken. An ihre Mutter, an Alex ...

Nein. Egal was da draußen passiert war, es betraf sie nicht mehr.

Als Celie aufgeregte Stimmen hörte, blieb sie stehen. Ihre Schritte hatten sie direkt zum Rathaus geführt.

Auf dem Rathausplatz hatten sich zwischen Birken und Eschen schon an die hundert Menschen versammelt, und von allen Seiten strömten immer noch mehr herbei. Viele gestikulierten wild und schrien, andere standen wie versteinert da.

Jemand legte Celie einen Arm um die Schulter.

Olle. Der neunzehnjährige Computerfreak mit den blonden Dreadlocks, der ihr ständig über den Weg lief und sich nicht abschütteln ließ.

»Ich hab dich schon gesucht.« Olle sah sie neugierig an, wobei ihm einige seiner blonden Dreadlocks ins Gesicht hingen. »Wo warst du denn?«

Celie trat einen Schritt zur Seite, damit Olle den Arm von ihrer Schulter nahm. *Das geht dich gar nichts an*, wollte sie sagen, aber sie beherrschte sich. Stattdessen fragte sie: »Was ist denn hier los?«

Olle schüttelte ungläubig den Kopf. »Das Tornetz ist ausgefallen!« Er beugte sich vor und fuhr flüsternd fort: »Mein MoPad funktioniert nicht, und die anderen, die ich gefragt habe, bekommen auch keine Verbindung ins Internet. Hast du deines schon ausprobiert?«

Berlin, Geriatriische Klinik am Sonnenplatz

Die Sonne schien auf Jogger, E-Biker und eine ganze Horde Kinder, die auf der Straße »Himmel und Hölle« spielten. Alex genoss die Ruhe und stopfte das gesamte Moussaka vom alten Wagner in sich hinein. Nach einer Weile ertappte er sich dabei, wie er immer wieder zwischen den etwa fünfzehn Toren hin und her schaute, die in diesem Teil der Luisenstraße standen.

Er drehte allmählich echt durch. Celie würde garantiert nicht kommen, da konnte er die Tore anstarren, bis er schwarz wurde!

Seltsam war nur, dass überhaupt niemand durch die Tore kam. Alex hatte noch keinen Einzigen gesehen, seit er hier saß ... Er öffnete das Fenster und beugte sich hinaus. Das konnte einfach nicht sein. Hier vergingen sonst keine zehn Sekunden, ohne dass jemand beamte. Was war da los?

Und dann sah er etwas, das so selten war wie ein Kamel am Nordpol: Ein E-Traktor raste die Straße entlang! Mit mindestens vierzig Sachen holperte der Fahrer über die Straße, wich erst im allerletzten Moment den spielenden Kindern aus, streifte eine Buchenhecke und kam schließlich mit quietschenden Reifen vor dem Eingang des Krankenhauses zum Stehen.

Der Typ musste komplett loco sein. Für unerlaubtes Fahren in der Stadt konnte man jahrelang gesperrt werden!

»Alex, hier stimmt watt nich ...«, rief Herr Wagner und deutete auf seinen Monitor. Er war schwarz, begann im selben Moment aber wieder zu piepsen.

Plötzlich heulte eine Sirene los und eine Durchsage

drohnte durch die Flure: »Jede verfügbare Kraft sofort in die Notaufnahme! Sofort! Und nehmt die Treppen. Die Tore ...« Die Stimme brach ab.

Alex rannte los.

Schon von Weitem hörte er die lauten Stimmen in der Notaufnahme. Eine davon gehörte einem kahlköpfigen großen Mann mit rot behaarten Händen wie ein Orang-Utan. Die andere gehörte Schwester Susmita.

Schwester Susmita war mindestens zwei Köpfe kleiner als der Mann, aber Alex hatte keinen Zweifel, dass sie ihm das Leben ganz schön schwermachen würde. Er stellte sich zu den anderen Schwestern und Pflegern, die den Schlagabtausch gespannt verfolgten.

»Wir müssen drastische Maßnahmen ergreifen, und zwar sofort«, sagte Schwester Susmita gerade. »Wir brauchen Wachen an den Eingängen, und wir müssen uns auf ein Katastrophenszenario einstellen, wenn der Strom wegbleibt.«

Der kahle Mann seufzte.

»Schwester, der Strom wird nicht wegbleiben. Mag sein, dass ein paar Tore ausgefallen sind, aber das wird bald wieder behoben sein. Unser Notstromaggregat läuft und wir haben genug Diesel. Es hat noch nie eine Störung des gesamten Netzes gegeben, und ich bin sicher, dass auch diese lokal begrenzt und bald vorüber ist. Wir sind hier nicht in Bangladesch.«

»Auweia, das hätte er nicht sagen sollen«, flüsterte eine Schwester.

»Jetzt macht sie ihn fertig«, stimmte Alex zu.

Schwester Susmitas Augen schienen zu brennen, aber

ihre Stimme war kalt wie ein Messer, das man in Stickstoff getaucht hatte.

»Hier wird es bald sehr viel schlimmer aussehen als in Bangladesch, Herr Iffsen. Ich muss Sie sicher nicht daran erinnern, dass wir nur für vierundzwanzig Stunden Diesel für das NSA haben. Bis dahin wird allerdings vermutlich schon kein Wasser mehr da sein, die Medikamente werden knapp werden, und Kranke und Verletzte werden uns die Türen einrennen. Sollten bis dahin die Tore nicht wieder funktionieren«, sie beugte sich vor und funkelte den Mann an, »gehen uns ganz schnell die Blutkonserven und das Insulin aus. Und weil wir keine Ärzte bis auf Doktor Krawinkel hier haben, werden bis dahin sicher schon einige Patienten gestorben sein. Wollen Sie das wirklich riskieren?«

»Wer ist der Typ eigentlich?«, fragte Alex die Schwester neben sich. »Wundert mich, dass Schwester Susmita überhaupt mit dem diskutiert.«

Die Schwester verdrehte ihre hübschen braunen Augen.

»Das ist der Pflegedirektor. Sonst ist von der Geschäftsführung niemand da, deshalb hat er jetzt das Sagen.«

»Denkt er«, sagte Alex.

Schwester Susmita drehte sich zu ihnen um. »Wir werden folgendermaßen vorgehen. Am wichtigsten sind ...«

»Schwester Susmita!«

Sie fuhr zu dem Pflegedirektor herum, als habe der ihr einen Klaps auf den Po gegeben.

»Sie werden hier gar nicht vorgehen, wenn Sie nicht entlassen werden wollen! Ich sage, wir machen weiter wie bisher, und damit Schluss! – Und Sie«, er deutete in die Runde, »Sie machen sich jetzt alle wieder an Ihre Arbeit.«

Er drehte sich um und schlurftete davon.

Schwester Susmita schien nur einen Moment lang irritiert. Dann wandte sie sich wieder an die Menge. Ihre Augen verengten sich zu Schlitzeln, als sie auf einen nach dem anderen deutete.

»Alle männlichen Pfleger und Praktikanten in mein Büro, außerdem die Schwestern Elvira, Ida, Astrid und Hilke. Die anderen gehen zurück an die Arbeit. Ihre Hauptaufgabe ist jetzt: Entlassen Sie so viele Patienten wie möglich. Jeder, der allein draußen zurechtkommt, muss sein Bett räumen. Lassen Sie die Entlassungen von Doktor Krawinkel unterschreiben, ich werde gleich mit ihm darüber sprechen.« Sie zögerte, dann fügte sie hinzu: »Auch wenn es Ihnen merkwürdig erscheint: Betätigen Sie die Klospülungen bitte nur, wenn es unbedingt nötig ist. Ohne Strom füllen sich die Kästen nicht mehr nach und Wasser bekommen wir sowieso keines mehr ohne die Tore.«

Nur zögernd löste die Menge sich auf. Zwölf Männer und vier Frauen blieben zurück und sahen sich unsicher an.

»Kommen Sie mit«, sagte Schwester Susmita und ging voran wie ein Feldherr, der seine Soldaten in die Schlacht führte.

Genau wie alle anderen, die ihr folgten, versuchte Alex, über sein MoPad irgendwen zu erreichen: Celie, seine Ma, seinen Vater, Bernie ... Keine Chance.

Erst in diesem Moment traf es ihn wie ein Blitz: Die Tore waren tatsächlich ausgefallen!

Und auch wenn er sich noch nicht richtig vorstellen konnte, was das bedeutete, eines wusste er: Die Welt, wie er sie kannte, gab es nicht mehr.

Der Rest der Welt

Tel Aviv, Fuat-Galerie

»Stößchen!«

Die Gläser klirrten, als alle auf die Künstlerin anstießen.

»Stößchen?«, raunte Arvid ihr ins Ohr.

»Das wollte ich immer schon mal sagen.« Delilah kicherte. »Wenn man so was sagen kann, ohne dass alle einen auslachen, dann hat man's geschafft, oder?«

Ihr Bruder lächelte. »Ich hab nie daran gezweifelt, dass du es schaffst.«

»Danke.« Delilah umarmte ihn strahlend.

»Zumindest seit die vier wichtigsten Kunstkritiker des Globus hier zur Vernissage aufgetaucht sind«, fügte er grinsend hinzu.

»Du ekelhafter ...« Delilah warf ein Lachshäppchen nach Arvid, doch er war schon außer Reichweite.

Als er sich umsah, hatte Christine Savage von der *New York Times* Delilah bereits mit Beschlag belegt. Er schlenkerte zur Fensterfront, die einen ungehinderten Blick aus 106 Metern auf Tel Aviv erlaubte.

Hochhäuser, Straßen, das Mittelmeer: Wenn man nicht zu genau hinsah, konnte man meinen, dass hier immer noch Millionen von Menschen lebten – nicht nur ein paar Tausend. Aber das Grün, das die Weiße Stadt allmählich zurückeroberte, durch Straßenbeläge brach und sich durch Fenster schlängelte, sprach eine andere Sprache.

Ebenso wie das schmale Stück Erde voller Unkraut, das von der Mitte des Raumes bis zu einem der Fenster führte. Die Illusion war nahezu perfekt – bis sich in dem Fenster ein senkrechter weißer Spalt öffnete. Er wurde schnell größer

und gab den Blick frei auf blauen Himmel, die Lehmmauer einer uralten Moschee – und einen glatzköpfigen Riesen mit einem Sektglas in der Hand.

»Wo sind wir jetzt? Toronto?«, fragte der Riese, als er ins Zimmer polterte.

»Tel Aviv«, antwortete Arvid.

»Packy!« Der Mann trampelte über den Streifen Grün ins Zimmer. »Und wo ist Denise?«

Arvid versuchte freundlich zu bleiben. Der ungehobelte Kerl schrieb für das *World Art Magazine*. »Sie meinen Delilah? Die steht da hinten, mit Christine Savage.«

Der Kerl hob dankend sein Glas und eilte davon. »Denise! Und Christine!«

»Was für ein Idiot!«, sagte ein Mädchen – nicht älter als siebzehn, knallblauer Dutt, Lidtattoos –, das auf einmal neben Arvid stand. Sie betrachtete den Streifen Erde und das Tor mit der Screen, das nun wieder geschlossen war und sich in nichts von den anderen Fenstern unterschied.

»Der würde ein Kunstwerk nicht mal erkennen, wenn es ihn in den Hintern beißt«, fügte sie hinzu.

Arvid lachte. Das Mädchen ging ganz nah an das Tor heran und strich sanft über die Screen. Zwei Hochhäuser waberten wie Gelee und ein Holo-Display erschien. Hastig zog sie ihre Hand zurück.

»Delilah hat nichts dagegen, wenn man ihre Kunst anfassen«, sagte Arvid.

»Sie ist so packy!«, schwärmte das Mädchen. »Unglaublich, dass vorher noch keiner da draufgekommen ist, so 'n Kunstwerk über mehrere Kontinente zu bauen.«

Arvid lächelte. »Die Kunstmagazine sollten Sie mal ranlassen. Sie würden bestimmt bessere Kritiken schreiben als

die da hinten. Ich bin mir nicht mal sicher, ob sie Delilahs Installation überhaupt verstehen.«

»Das versteht doch 'n Blinder mit Krückstock!« Versonnen betrachtete sie die Installation. »Jeder Ort auf der Welt ist mit jedem anderen verbunden. Man kann von hier aus direkt nach Timbuktu gehen oder nach Tikapur oder Toronto.« Sie deutete auf das Grün. »Und alles ist verbunden durch die Natur und die findet überall ihren Weg.«

Arvid hob anerkennend die Augenbrauen. Sie hakte sich bei ihm ein. »Was halten Sie davon, wenn wir uns auch noch den Rest davon ansehen?«

»Nichts lieber als das«, sagte Arvid. »Wie wäre es als Erstes mit Timbuktu?«

Sie gingen auf das Tor zu.

»Was ist denn mit dem Display?«, fragte das Mädchen.

»Keine Ahnung.« Arvid wedelte mit der Hand vor dem Tor herum – ohne Erfolg. Das Display blieb unsichtbar. Er fuhr zusammen, als jemand schrie: »Die Tore funktionieren nicht! Ich hab's bei dreien versucht, alle tot!«

»Ach was, die funktionieren immer!«, sagte ein anderer.

»Aber ich muss in zehn Minuten in Bangladesch sein!«, rief eine Frau.

»Und wir brauchen neuen Schampus«, ließ sich der glatzköpfige Kritiker vernehmen.

Das Mädchen klammerte sich an Arvids Arm.

»Wenn die Tore wirklich ausgefallen sind«, sagte Arvid, »dann ist Schampus unser geringstes Problem.«